



Zur Therapie einer Sars-CoV-2-Infektion müssen Körper und Technik eine Einheit werden. S. SCHÜRMANN / GETTY

## Der Tod, das Leben und die Röhre

*Als Metapher für die Corona-Pandemie bietet sich das Bild der Röhre an. Der Mensch steckt voller Schläuche und Kanäle. Über sie erfolgt die Ansteckung – aber auch die mögliche Rettung. Gastkommentar von Matthias Hennig*

Zeugung, Geburt und Tod: All das hängt beim Menschen an Röhren. Der erste Schrei, der letzte Seufzer – beide gelangen durch die Luftröhre nach draussen. Vor allem den Tod assoziieren dieser Tage viele mit den Krankenhausschläuchen, die neben Mundschutzmasken, Schutzanzügen und Leichensäcken zum fast schon ikonischen Inventar jeder Nachrichtensendung gehören.

Unmengen todkrankter Patienten sind momentan in vielen Ländern auf Gedeih und Verderb an die Schläuche lebenserhaltender Maschinen gebunden. Ihre Existenz hängt an Infusionen, Beatmungsgeräten und intubierten Luftröhren. Und dieses «Hängen» ist hier keine Metapher, sondern etwas ganz Buchstäbliches. Reisst diese existenzsichernde Verbindung, ist der Tod gewiss.

Nicht nur der Krankenhaustod, auch die Zeugung und die Geburt sind ohne Kanäle und Tuben undenkbar. Das eine ereignet sich, aufwärts steigend, im rhythmischen Zusammenspiel zweier Röhren (Penis und Vagina) samt Befruchtung einer dritten (Eileiter); das Auf-der-Welt-Kommen, abwärts steigend, durch Gebärmutterhals und Vagina. Das Neugeborene muss dabei von einer Sauerstoff transportierenden Leitung, der Nabelschnur, getrennt werden, ehe sein Leben mit diesem Abschnitt beginnt. Den Bauchnabel behalten wir als Erinnerung daran, dass unser Leben einst an jenem 50-Zentimeter-Schlauchlein hing – und schlechterdings ohne einen solchen auch nicht möglich gewesen wäre.

Und was ist das Leben zwischen Zeugung, Geburt und Tod, wenn nichts als ein weiterer, ewig

während «Kabelsalat»? Gefangen bleiben wir in Blut- und Nervenbahnen, tagein, tagaus den Stoffwechsel zwischen Speiseröhre und Darmwindungen vollziehend. Gefangen bleiben wir auch in den kabelgebundenen Energiekreisen von Stromanschluss, Handyladegerät, Kaffeemaschine und Computer – ausgenommen freilich ein Grossteil der Berliner Verwaltung, der mediengeschichtlich erst kurz hinter der Karteikarte angekommen sei, wie der Berliner «Tagesspiegel» vom 6. April ungehört vermeldet.

Selbst wichtige Dinge, die wir unterschreiben müssen, wie Ausweispapiere, Kaufverträge, Geburts- oder Heiratsurkunden – um den finalen Punkt oder eine finale Unterschrift unter ein Dokument setzen zu können, für all das brauchen wir Kugelschreiber oder Füller. Ganz und gar röhrenförmig sind auch Exekutionsgeräte anderer Art wie Schnellfeuerpistolen und Gewehre oder mit Liebesgrüssen an den Feind versehene Raketen und Bomben.

### Die grösste Sparsamkeit

Die Covid-19-Pandemie macht zum einen deutlich, dass die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten an Röhren und der aufgeschobene Tod an Infusionsröhren und Beatmungsschläuchen hängen. Zum anderen führt sie vor Augen, dass es zwei Arten von Tod gibt – den gewöhnlichen Tod und den Tod in Katastrophensituationen. Der gewöhnliche wird alle Tage gestorben. Auf ihn ist die Routine von Krankenhäusern, Bestattern, Krematorien und Grabrednern eingespielt. Sie mildern und bändigen auf zivilisatorische Weise den Tod. Der ungewöhnliche Tod hingegen ist der gewaltsame, der mit Vehemenz von aussen kommt, wie es in Kriegen und Pandemien der Fall ist. Er sprengt den Rahmen des zivilisatorisch Erreichten. Er fällt jäher, unkontrollierter und massenhafter ein – und führt darum zu Demoralisierung in Teilen der Bevölkerung und zu Beschäftigungsformeln bei den politischen Eliten. Er ist deshalb ungewöhnlich, weil er unkontrollierbar zu werden droht, wie in Norditalien, Ostfrankreich, New York.

Er sucht heimtückisch die Körper heim, infiltriert den Organismus, programmiert ihn bei gut einem Fünftel der Erkrankten zu einem Tier um, das um sein nacktes Überleben kämpft.

Je massenhafter dieser epidemische Tod oder der Tod in Kriegszeiten auftritt, umso sparsamer ist er auch. Der Tod, er ist die grösste Sparsamkeit, wie Elias Canetti anmerkt, denn er bricht kategorisch ab, lässt vorstumpfen, schrumpft, wie in der gegenwärtigen Krise, das menschliche Leben auf eine abstrakte Zahl zusammen. Täglich werden sie von WHO und RKI verkündet, fein säuberlich nach Ländern und Regionen geordnet – das politische Weltleben steht im Bann dieser hypnotisierenden Fallzahlen, dem Body-Count.

Die Existenz des Menschen, in den Fernsehbildern ist sie hinter den verrutschten Laken und Beatmungsgeräten auf schutzlos nacktes Fleisch reduziert. Selbst wenn der einst besessene Leib gestorben ist, ist man immer noch nicht allein, für sich. Die Verstorbenen der Covid-19-Pandemie werden mit Armeefahrzeugen abtransportiert, die wie Kriegskolonnen über nächtliche Strassen rollen (wie in Bergamo), in Massengräbern verscharrt

**Die Covid-19-Pandemie führt vor Augen, dass es zwei Arten von Tod gibt – den gewöhnlichen Tod und den Tod in Katastrophensituationen.**

(wie auf Satellitenbildern von Iran zu sehen) oder mit Dutzenden anderen in endlos langen weissen Kühlcontainern gestapelt, die wiederum dutzendweise vor den Krankenhäusern parkieren, weil die Leichenhallen überfüllt sind (New York).

Und doch ist jedes Sterben einsam, absolut einsam. Denn die meisten Krankenhaustoten sterben ohne Kontakt zu ihren Nächsten – das Sterben kommt oft zu rasch, als dass alle Angehörigen erreicht werden könnten. Und danach werden viele auch nicht im Kreise der Familie beerdigt, sondern von, wie in Italien zu sehen, spitzen, weiss behandschuhten Bestatterfingern zu Grabe getragen. Selbst den engsten Angehörigen ist Zutritt nicht gestattet, sie müssen Abstand halten. Das epidemische Sterben findet darum ohne die menschliche Berührung der Nächsten und ohne den Trost der Religion statt.

### Körper und Maschine

Der Naturforscher, Physiker und Aufklärer Georg Christoph Lichtenberg skizzierte in seinen «Sudelbüchern» die Idee, die wichtigsten Tätigkeiten des Menschen durch seine Röhren hindurch zu denken. Wie recht er hat – wir sind ein Bündel von Nerven- und Blutbahnen; der lebensnotwendige Stoffwechsel, der das Leben weitergebende Fortpflanzung – all das vollzieht sich in und mit engen Kanälen.

Die moderne Medizin übersetzt diesen Gedanken, adaptiert an die Formen des Körpers ins Technische der Maschine, in die künstlichen Verlängerungen der Infusions- und Intubationsschläuche, die uns mit dem Sauerstoff versorgen, den unsere Blut- und Nervenbahnen zum Leben brauchen. Der Philosoph und Kulturwissenschaftler Peter Sloterdijk schrieb einst über Sphären und Blasen als Basisformen menschlicher Existenz – nun könnten endlich auch die Röhren und Schläuche aus der erprobten Feder eines staatstragenden Denkers zu philosophischen Ehren erhoben werden.

Matthias Hennig ist promovierter Literatur- und Kulturwissenschaftler und lebt in Berlin.

## Gedankenarchiv des Fernunterrichts

*Das Virus hat den Schulunterricht auf das praktisch Machbare reduziert. Die neue Distanz kann auch Nähe erzeugen: Es wird oft intensiver betreut, enger begleitet. Gastkommentar von Laura Saia*

Die Stühle auf den Bänken, die Wandtafel ungeputzt, Übungen zu den Fällen, Erinnerungen an Termine beim Schulzahnarzt, ein Bild von Mascha Kaleko. Relikte eines Lebens vor der Pandemie. Ich packe Lehrmittel in Migros-Taschen, putze die Wandtafel, weil ich nicht weiss, was ich sonst tun soll. Ein Virus reformiert die Schule. Dabei dauert die Absenz der Normalität gerade mal drei Tage.

Woche drei des Fernunterrichts einer 1. Sekundarklasse. Ich unterrichte alternierend aus Küche und Wohnzimmer, wasche ab, falte die Wolldecken, bevor die Fragestunde beginnt. Lehrer haben Vornamen. Für manche Schüler ist dies schwer zu glauben. Heute aber wissen sie, dass in unseren Wohnzimmern Aktbilder von Giacometti hängen. Ich wollte sie erst herunternehmen, ihre Plätze mit anderen tauschen, liess es dann aber bleiben.

9 Uhr. Die 17 «Daumen hoch» auf Microsoft Teams geben mir Gewissheit, dass alle wach sind. Die Daseinsfreude ist durchschnittlich, die Haare sind partiell gekämmt. Man winkt und lacht. Für eine in Wohnräume separierte Klasse verkommt die Videokonferenz zum einzigen Kollektivierungsmoment. Wir spielen «Black Stories». Ein Mann liegt tot im Wald. Die Schüler stellen Fragen zum Mordfall, deren Antwort nur Ja oder Nein sein darf. Wir beginnen mit Arbër, der Erste auf jeder Liste.

Die alphabetische Ordnung nach Vornamen strukturiert meinen Tag. – Ich verweise auf die Wortschatzübung und die Aufgaben zu den Nomen. Dem erfolgreichen Schüler gelingt hier dreierlei: Lesen, Verstehen, Umsetzen. Analog zum Billy-Regal. Seitdem ich im Ikea-Stil unterrichte, übe ich mich in der Kohärenz des Verfassens von Aufträgen. Ich verbanne unnütze Wörter wie längst vergessene Kleidungsstücke beim Ausmistern.

Eine kleine Delegation von Besorgten ruft an. Ob der jetzige Stoff geprüft werde, wenn man zurück in der Schule sei. Ich denke nicht, beruhige – so gut ich kann. Paulinas Haar ist kürzer, ihr Vater hat es ihr geschnitten. Sehr schön, sage ich und mache ein Bildschirmfoto als Erinnerung. Fragmente einer historischen Zeit.

«Wo finde ich die Lösungen?», «Was ist ein Partizip II?» Ich antworte, lade zu Fragestunden ein. Dazwischen Kneten von Brotteig zur Entspannung. Urinkel mit Oliven, Maisbrötchen. Es folgt das Hochladen von erledigten Aufgaben. Ich korrigiere, gebe Rückmeldungen, ermüde. Draussen ist nichts ausser Frühlingsluft und Dunkelheit. Ein durchschnittliches Tram der Linie 9, eine Ambulanzsirene, die bald verstummt. Der orthodoxe Jude auf dem Balkon gegenüber telefoniert gestenreich. Die jiddische Sprache bringt die Erinnerung an eine kosmopolitische Welt in die Stille meiner Wohnung. – Die Tage des Fernunterrichts reproduzieren sich formlos. Der Duft einer Aprés-Soleil-Crème erinnert mich an die Limmat und das Meer in Italien. In seinem Tagebuch schreibt Noël, er freue sich, wenn wir uns alle bald «das Leben zurückholen». Ich antworte ihm, dass es mir auch so geht. Ist es uns denn wirklich abhandgekommen? Und die Bildung? Gibt es jetzt mehr oder weniger davon? Wird die Schule gerade zwangsmässig sanft revolutioniert? Jenseits von Pilotprojekten und Bürokratie? Seitdem ich aus der Ferne unterrichte, gilt meine Arbeitszeit fast ausschliesslich den Schülern. Diese wiederum lernen gemäss Biorhythmus und nicht bereits um 7 Uhr 20. Das Virus hat den Unterricht vereinfacht und aufs praktisch Machbare reduziert. Gleichzeitig wird intensiver betreut, enger begleitet. Die Distanz erzeugt Nähe, man fragt auch hier, wie es einem geht, aber genauer hinhörend. Der Schüler, der alleine aus seinem Zimmer am Unterricht teilnimmt, ist verletzlicher und unsicherer.

In der Pandemie verdichtet sich der Wunsch nach Unsichtbarkeit genauso wie jener nach einem Impfstoff. Aus der Abwesenheit von Noten geht kaum Orientierungslosigkeit hervor, sondern nüchternes Staunen: Die Schüler machen Fortschritte, sie sind bemüht. So schnell *entlernt* man nicht. Es ist nun die Beziehung, die uns Gewissheit gibt über ihren Leistungsstand, und nicht die Prüfung. – Weniger von allem, in besserer Qualität. – Könnte dies die schüchterne Renaissance der Reformpädagogik sein? Die Vorschau auf einen Paradigmawechsel? Und trotzdem: Ich möchte wieder Kaffee trinken im Lehrzimmer, meiner Klasse ein Buch vorlesen. Man vermisst, was in der Spontanität des Augenblicks entsteht: Humor, neue Ideen, ein schönes Gespräch. Für manche Schüler wurde keine Schule geschlossen, sondern ein Refugium. Im Unterricht aus der Ferne steht man gefährlich nahe am Graben der Ungleichheiten.

Doch bevor die Hauswarte die Glocken wieder einschalten, könnten wir feststellen, dass all dies nicht der Warteraum eines improvisierten Unterrichts ist, von dem wir nie zu träumen glaubten. Es könnte vielmehr der Prolog sein von dem, was wir danach im Kleinen und Grossen verändern könnten. Eine Denkpause also, die macht, dass der Wert von darin Neuentdecktem bewahrt wird. Das Virus ist grässlich und zeigt uns den Weg in eine neue alte Welt.

Laura Saia ist Sekundarlehrerin in Winterthur.